

„Was Menschen vom Schwein unterscheidet“

In den Industrieländern grassiert Unbehagen am steigenden Wohlstand. Denn mit der wachsenden Wirtschaft stiegen die Müllhalden, wurden die Luft und das Wasser

immer schmutziger. Dazu klagen die Arbeiter über die nervtötende Beschäftigung. Ein Wachstumsstopp könnte die Schäden des Fortschritts jedoch kaum beheben.



Wachstumslohn Urlaub: „Der Fortschritt verleiht den Menschen Macht ...



... und erhöht seine Freiheit“: Wachstumssymbol Konsum, Arbeitnehmer-Parkplatz (u.)



Zu Rockrhythmen schmettert die Brünette ein Protestlied gegen die wachsende Industriegesellschaft: „Was habt ihr nur aus dieser Welt gemacht“, klagt Su Kramer an, „diese Erde war ein Garten, doch dann baute man nur Mauern.“

Knut Kiesewetter kehlt zu harten Synkopen etwas von „Umweltverschmutzung“, und die Badische Anilin- & Soda-Fabrik, die am lukrativen Genre mit einer eigenen Musik-Produktion teilhat, vertreibt den in Platten geritzten Protest gegen Chemie- und Energiemüll sowie gegen den ganzen Dreck, den der Wohlstand macht.

„Laat ons een Bloem“ — „laßt uns eine Blume“ —, fleht auf flämisch der Belgier Louis Neefs. Der Österreicher Arik Brauer murrte mit Musik und Mundart gegen Bauwut und Geschäftigkeit der Industriegesellschaften: „Gestern hab' i aus dem Fensterl aussig'schaut. Heut' haben s' mir den Himmel schon verstellt.“

In England und in den USA singen Popgruppen und -solisten zu gefälliger Tanzmusik von „Ökologie“ und der „Insel Erde“. Sie bestöhnen wie etwa die Amerikanerin Judy Collins „Das Kommen der Straßen“, die Unruhe und Geschäftigkeit bringen, oder klagen wie der Brite Wally Whyton gegen „Maschinen und Computer“, gegen „Tanker und Trucks“, das Chaos der Leistungswelt mit ihrem Höllengestank.

Die Jeremiaden künden von weltweiter Kritik an jenem Maßstab, der — offiziell akzeptiert — die Rangliste der Nationen festsetzt: am ökonomischen Erfolg und den wirtschaftlichen Wachstumsraten. Wohlstandsüberdruß und Kritik am Wirtschaftswachstum ist derzeit in den westlichen Industriestaaten in Mode. Das Unbehagen am ökonomischen Fortschritt, das vor wenigen Jahren noch das Exklusivrecht der Philosophen zu sein schien, ist so allgemein geworden, daß es außer Poptribünen sogar die Amtszimmer der Politiker erreichte.

Zweifel am offiziell höchstrangigen Ziel der Nationen überkam die Staatslenker im Norden und Süden der kapitalistischen Hemisphäre. Die bange Frage, ob weitere Expansion sinnvoll sei, beschlich linke und oft auch durchaus konservative Politiker.

„In den nächsten zehn Jahren werden wir unseren Lebensstandard um 50 Prozent erhöhen“, schrieb US-Präsident

Richard Milhous Nixon in einer Botschaft an den Kongreß, „die entscheidende Frage ist, ob wir dann wirklich 50 Prozent reicher und 50 Prozent glücklicher sein werden und ob es uns dann 50 Prozent bessergehen wird.“ Schwedens Premier Olof Palme versicherte: „Es reicht heute nicht mehr aus, die wirtschaftliche Expansion zu planen.“

Selbst Frankreichs Wirtschafts- und Finanzminister Valéry Giscard d'Estaing, der den ökonomischen Fortschritt der französischen Industrie bisher bedingungslos päppelte, gestand ein, daß das Ziel von einst fragwürdig werden könnte. „In einem Plan nach dem anderen“, so der oberste Chef der französischen Volkswirtschaft, „wurde das Wachstum als eine evidente Notwendigkeit angesehen, aber dann kamen die Zweifel, die wirren und doch begründeten Fragen der Jugend, die Verdunkelung des Himmels über den Städten, der Nervenverschleiß.“ Und Westdeutschlands Bundeskanzler Willy Brandt verkündete: „Ein Mehr an Produktion, Gewinn und Konsum bringt inzwischen nicht automatisch ein Mehr an Zufriedenheit, Glück und Entwicklungschancen für den einzelnen.“

Einen bis dahin nie erreichten Rekord der Produktionsmehrung, der Konsum- und Gewinnzuwächse haben die Industriestaaten gerade hinter sich. Nie zuvor war ihr Wohlstand so rasch und ununterbrochen in die Höhe geschossen wie in den vergangenen Jahrzehnten. Im Durchschnitt erzielten die westeuropäischen Länder zwischen 1950 und 1971 jährlich eine Steigerung des Bruttosozialprodukts von 5,1 Prozent — selbst die Klassenletzten, die Engländer, produzierten jährlich 2,8 Prozent mehr.

Der jährliche Fortschritt — eine feste Größe?

In der Bundesrepublik hat sich von 1950 bis heute das reale Bruttosozialprodukt, der Wert aller in einem Jahr erzeugten Güter und Dienstleistungen, fast vervierfacht — im Deutschen Reich war es von 1913 bis 1935 nur um rund zwölf Prozent gestiegen.

Viele Bundesbürger besitzen heute, was ihnen vor 20 Jahren als irrer Wunschtraum erschien. Jeder vierte hat ein Auto, in 91,4 Prozent aller Haushalte flimmert ein Fernsehgerät, in jeder zweiten Wohnung brummt ein Waschvollautomat. Jede zweite Familie besitzt einen Schallplattenspieler, fast jede einen Kühlschrank, jede fünfte eine Kühltruhe.

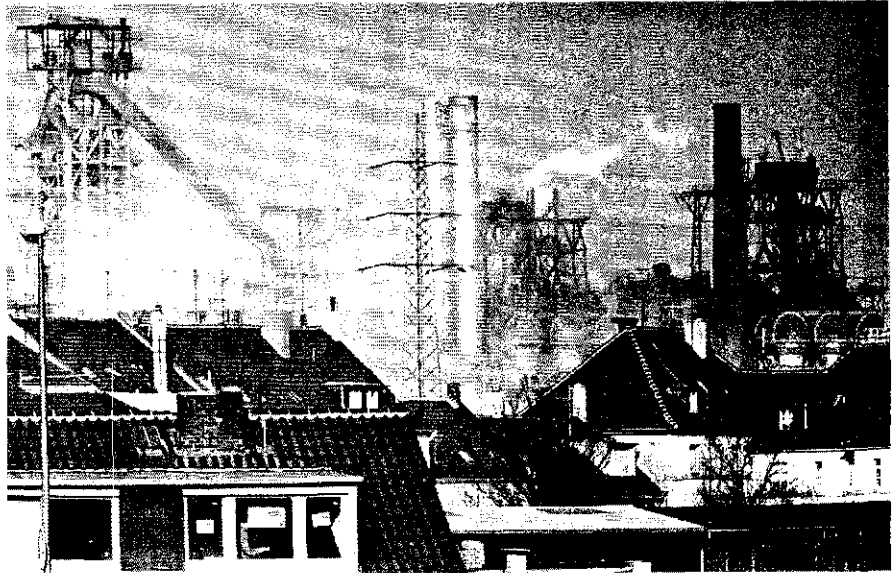
Unterdes vermitteln die statistischen Ämter mit ihren Jahresschluß-Meldungen von wiederum erreichten Wachstumsrekorden kaum noch gesellschaftlichen Lustgewinn. Denn das Wachstum wurde zum Gewohnheitsrecht. Anders als noch vor dem Zweiten Weltkrieg wird der jährliche Fortschritt als feste

Größe kalkuliert. In Westdeutschland etwa blieb die Zulage nach Gründung der Republik nur einmal aus — im Rezessionsjahr 1967.

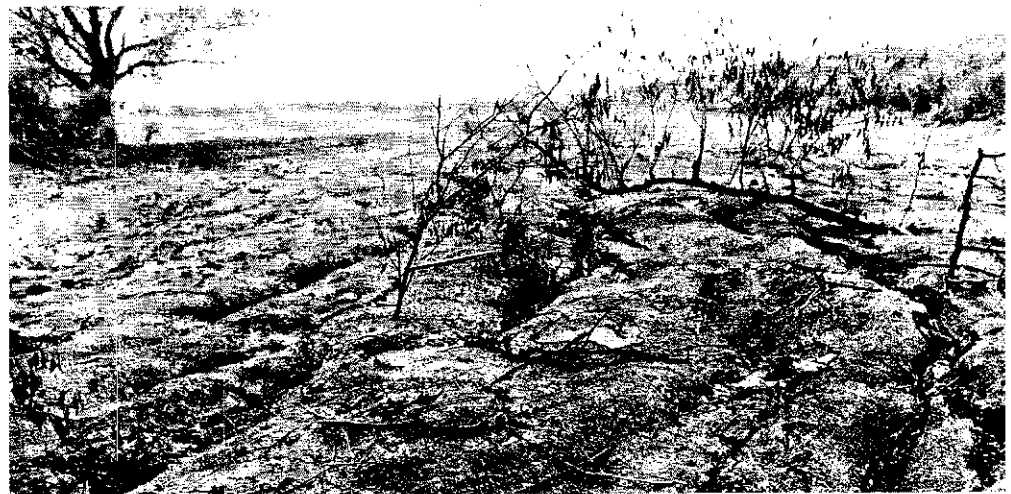
Die stets auf Vorwärtsgang geschaltete Produktions-Maschinerie ermöglichte mehr Freizeit und mehr Caritas für die Alten. Die Arbeitszeiten sanken während der vergangenen 20 Jahre von 48 auf 37,4 Wochenstunden (Urlaubszeiten eingerechnet), und der Samstag wurde zum Feiertag. Die Arbeiter-Rent-

ner, die 1951 noch mit durchschnittlich 60,40 Mark im Monat leben mußten, bezogen 1972 im Schnitt 346,20 Mark — selbst nach Abzug der Preissteigerungen ist das noch ein Mehr von 250 Prozent.

Die Sicherung eines „stetigen Wirtschaftswachstums“, so hatte Karl Schiller, ehemals SPD-Genosse und Wirtschaftsminister in den sechziger Jahren, formuliert, sei die vorrangige „ökonomische und politische Aufgabe“. Ähn-



Wachstumsschaden Industriesmog: „Diese Erde war ein Garten ...“



... doch dann baute man nur Mauern“: Zerstörte Industrielandschaft, Autofriedhof (u.)



liche Wertungen haben die Experten der Pariser OECD in allen wohlhabenden Staaten ausgemacht. Über Stimmung und Politik der sechziger Jahre schrieben die Pariser Analytiker: „Ökonomisches Wachstum wurde überall das direkte Anliegen der Regierungen und der Bürger.“

„Ein verstümmeltes, verkrüppeltes Menschenwesen.“

Doch die Freude an der Wohlstandsmehrung, an der tatsächlich fast alle, wenn auch nicht alle gleich, teilhatten, scheint nun mit Sodbrennen zu enden. Nach dem rasanten Wirtschaftsaufschwung der letzten 22 Jahre kriechen in den westlichen Industriegesellschaften Völlegefühle hoch, keimt Widerstand gegen Leistungsdruck, erzeugt das Tempo der technischen und sozialen Veränderungen langsam Mattigkeit.

Das Unbehagen am Wohlstand bleibt freilich den Reichen vorbehalten. Die Entwicklungsländer haben andere Sorgen. In den afrikanischen Staaten beträgt das durchschnittliche Brutto-Sozialprodukt pro Kopf erst 435 Mark (1967) im Jahr, in Asien sogar ein paar Mark weniger. Selbst in Lateinamerika erreicht es nur 1436 Mark. In 28 unterentwickelten Volkswirtschaften entdeckte die Uno noch Hunger; der Bevölkerung stehen teilweise nur 79 Prozent der täglich zum gesunden Überleben nötigen Nahrungsmittel zur Verfügung. „Nicht Autoabgase“, so hielt Indiens Premierminister Indira Gandhi den Industrieländern auf der Umweltschutz-Konferenz in Stockholm vor, seien für diese Länder ein Problem, sondern „Armut und Hunger“.

Rauchende Schloten, dampfende Fabriken, die alle Armen dieser Welt als erstes Zeichen der Hoffnung wünschen,



Wachstumstheoretiker Marx
„Millionen werden ...“

wecken in den wohlhabenden Staaten heute Angst und Protest. Der Sozialdemokrat und Entwicklungsminister Erhard Eppler hält es sogar für „sicher“, daß das Wachstum das Leben unerträglich machen könne.

Zumindest zwingt die ständig weiterlaufende Wirtschaftsexpansion Arbeitnehmern und auch Fabrikherren auf, ständig damit zu rechnen, daß sie ihren Wohnsitz, ihre einmal erlernten Fertigkeiten, ihren gesamten Lebensstil ändern müssen.

Allein zwischen 1965 und 1970 wechselten 21,8 Millionen Bundesbürger innerhalb Westdeutschlands den Wohnort. Damit ist jeder dritte Westdeutsche einmal in fünf Jahren in eine andere Gemeinde umgezogen — manchmal freiwillig, weil ein Arbeitsplatz in einer anderen Stadt höheren Lohn versprach, oft aber auch, weil die vertraute Tätig-

keit am gewohnten Platz nicht mehr gefragt war. So mußten seit 1960 jährlich etwa sechs Prozent der westdeutschen Arbeitnehmer neue Berufe erlernen, da der Fortschritt ihre alten überflüssig gemacht hatte.

„Das Wachstum verlangt vom Menschen“, so notieren die OECD-Forscher, „eine kontinuierliche Anpassung an sich ständig wandelnde Arbeits- und Lebensweisen.“ Wer sich nicht anpaßt, fliegt aus dem Markt — dieses grausame Gesetz der Expansion gilt für Arbeiter und Angestellte ebenso wie für Unternehmer. „Wachstum ist stets mit latenter Unsicherheit verbunden, und zwar um so stärker, je größer das Wachstum ist“, schrieben die Spezialisten des Baseler Wirtschaftsforschungsinstituts Prognos, die für das Bonner Kanzleramt in einer Studie die Zusammenhänge zwischen „Wachstum und Gesellschaftspolitik“ untersuchten.

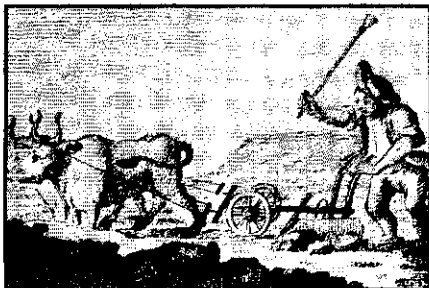
Es widerspricht damit jenen Bedürfnissen, die, nachdem das Überleben längst gesichert ist, immer wichtiger werden: dem Verlangen nach Sicherheit und Kontinuität.

Für die Unterwerfung unter das Diktat des Wachstums, so predigt der Philosoph Herbert Marcuse, Lehrmeister jener Studentengeneration, die jetzt auf dem Marsch durch die Institutionen ist, schon seit Jahren, würden die Menschen nur mager entschädigt. Die wachsende Überflußgesellschaft nötige den Massen durch Manipulation des Bewußtseins nur Bedürfnisse auf, die sie eigentlich gar nicht haben — oder zumindest nach Marcuse nicht haben sollten.

Das Ergebnis des ökonomischen Fortschritts, so der Denker, sei ein verinnerlichter Zwang zum Konsum, mithin Unfreiheit, sei „ein verstümmeltes, verkrüppeltes und frustriertes Menschenwesen“. Sein Kollege Theodor W. Adorno, gleichfalls Mitglied der linken Frankfurter Schule, hatte dunkel hinzugefügt, die Dynamik sei eindimensional: „Stur, mechanisch das Eine verfolgend, verschlingt die losgelassene Dynamik alles andere.“

Ist der Fortschritt lebensgefährlich?

Die philosophischen Wachstumskritiker bekamen in den letzten Jahren Verstärkung. Jugendliche demonstrieren Konsumüberdruck mit der Sack- und Asche-Mode des Lumpen-Look. Bei den Arbeitnehmervertretern wächst der Unmut, daß der wirtschaftliche Fortschritt den Abhängigen zwar stets höhere Löhne, nicht aber einen steigenden Anteil am Bruttosozialprodukt sicherte. So stieg das Pro-Kopf-Einkommen der westdeutschen Arbeitnehmer zwischen 1950 und 1970 nur um 379, das der Selbständigen dagegen um 589 Prozent. DGB-Chef Heinz Oskar Vetter fordert



... dem Idiotismus des Landlebens entrissen“: **Vorindustrielle Bauernwirtschaft**

deshalb: „Wir müssen radikal brechen mit den bislang unsere Wirtschaft und Gesellschaft beherrschenden Prinzipien des privaten Gewinns und des unkritisch gesehenen Wachstums.“

Bei vielen Bürgern — vorzugsweise bei jenen der eher konservativen Oberschicht, wie der Schweizer Ökonom Bruno S. Frey herausfand — steigt die Furcht, die wachsende Wirtschaft könne auch die letzten freien Flecken in diesen ohnehin engbesiedelten Industriestaaten mit Schloten, Turbinen und Montagebändern zustellen und mit ihren Abgasen, Abwässern und ihrem Müll das Leben immer häßlicher und unbequemer machen.

Die Angst gebär eine Wissenschaft, die es vorher gar nicht gab, Ökologie, die Lehre von der Umwelt. Die Vertreter des neuen Fachs, die wenige Jahre zuvor noch als schlichte Biologen, Chemiker, Physiker, Statistiker oder Bevölkerungswissenschaftler firmierten, machten bekannt, daß wirtschaftlicher und technischer Fortschritt auf Dauer lebensgefährlich seien.

Manche Nationalökonomien fordern jetzt eine andere Art des Wachstums als bisher, fast alle Ökologen einen Wachstumsstopp, viele Zukunftsforscher meinen sogar, nur auf dem Weg zurück liege der wahre Fortschritt.

„Der Rest war von den Gattinnen verschuldet.“

Sie propagieren das Ende der Wirtschaftssysteme, in denen die Menschen Jahr um Jahr mehr produzieren, als sie verbrauchen können, und diesen Mehrwert für neue Fabriken, neue Maschinen und Werkbänke anlegen, deren Ausstoß wiederum nur zu einem Teil konsumiert werden kann. Sie wollen jenes Schwungrad des Fortschritts anhalten, das irgendwann während des 18. Jahrhunderts in Europa von geheimnisvollen Kräften, von so etwas „wie dem Sündenfall in der Theologie“ (Karl Marx), in Gang gesetzt wurde.

Den Lustgewinn des Sündenfalls hatte Marx, der erste Wachstumstheoretiker der Welt, schon 1848 prophetisch so geschildert: Millionen würden „dem Idiotismus des Landlebens entrissen“, die Erde würde verändert wie nie zuvor. Durch den Aufbruch ins Zeitalter des Wachstums könnten die Gesellschaften in kurzer Zeit mehr schaffen als alle „vorangegangenen Generationen zusammen“.

Während die vorindustriellen Handwerker noch gelobten, „nicht zu erlauben, daß etwas Altes aufgegeben oder etwas Neues angenommen werde“ (Zunfteid der Papiermacher), wird die Entwicklung neuer Techniken heute planmäßig betrieben. Allein die westdeutsche Wirtschaft gab 1969 rund 7,4 Milliarden Mark für die Erforschung neuer Verfahren aus.



Wachstumskritiker Marcuse
„Spielraum der Gelassenheit“

Die mit den neuen Techniken steigende Produktivität erhöhte den Ausstoß an Gütern derart, daß die Reichen gar nicht mehr alles — wie es Jahrtausende Brauch war — so gut wie allein konsumieren konnten. Damit der wachsende Ausstoß überhaupt verzehrt werden konnte, mußten die Löhne kräftig angehoben werden. Denn ohne steigende Kaufkraft bei allen wäre die Massen-Güterproduktion nicht absetzbar gewesen — den Gewinnen wären die roten Zahlen gefolgt. Die Reichen mußten also teilen, um ihren eigenen Wohlstand zu sichern. In Deutschland stiegen die Löhne von 1850 bis jetzt um 3600 Prozent. Während der zwei Jahrhunderte davor waren die Tagelöhne — so berichtet Gustav Freytag — im damaligen deutschen Reichsgebiet gesunken.



Arbeitsteilige Produktion: „Tragischer Heroismus der modernen Gesellschaft“

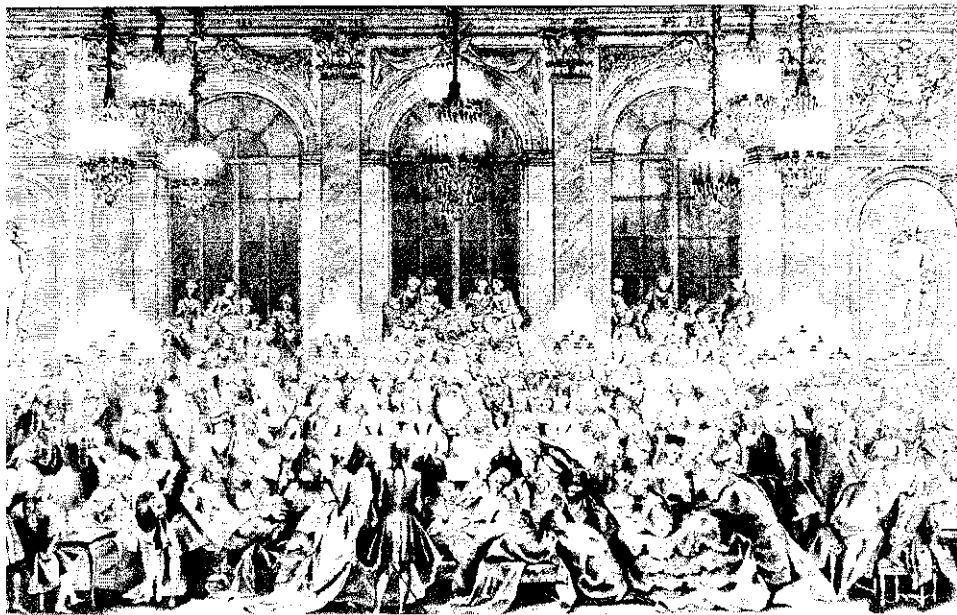
Zugleich wurden erstmals Hunger, Elend, Krankheit und früher Tod nicht mehr akzeptiert. 1798 hatte der englische Pfarrer Thomas Robert Malthus geschrieben: „In London starb die Hälfte der Geborenen vor dem dritten Jahr, in Wien und Stockholm vor dem zweiten, in Manchester vor dem fünften, in Northampton vor dem zehnten.“ Heute haben in Westdeutschland über 96 Prozent aller Neugeborenen die Chance, die Pubertät zu überstehen. Mitteleuropäer können jetzt damit rechnen, rund 70 Jahre zu leben — etwa 40 Jahre länger als zu Malthus' Zeiten.

Das Wachstum habe die Menschheit endlich davon erlöst, den Kampf um die Erhaltung der Art als oberstes Ziel zu betrachten — so hatte der britische Nationalökonom Lord Keynes den Wirtschaftsfortschritt einmal gefeiert —, es eröffne dem Menschen zum erstenmal die Chance der Freiheit.

Diese Entwicklung müsse jetzt gestoppt werden, fordert der US-Ökologe King Hubbert, denn sie stelle „keineswegs die normale Ordnung der Dinge dar, sondern tatsächlich eine der abnormsten Phasen in der Menschheitsgeschichte“.

Wer die Abnormalität verschuldete, darüber blieben die Gelehrten uneinig. Den großen Kokotten des 18. Jahrhunderts, „mit denen die Liebe aus dem Stadium des Dilettantismus heraustret“, schreibt der deutsche Nationalökonom Werner Sombart zu, sie hätten die riesige Verschwendung der damaligen feinen Gesellschaft zum guten Teil verursacht (Sombart: „Der Rest war von den legitimen Gattinnen verschuldet“). Der „Sieg des Weibchens“ hätte danach den Aufbau der Manufakturen erzwungen.

Max Weber jedoch glaubte, die calvinistische Ethik, die „innerweltliche Askese“, die Konsumverzicht und Akkumulation mit göttlichem Gnaden-

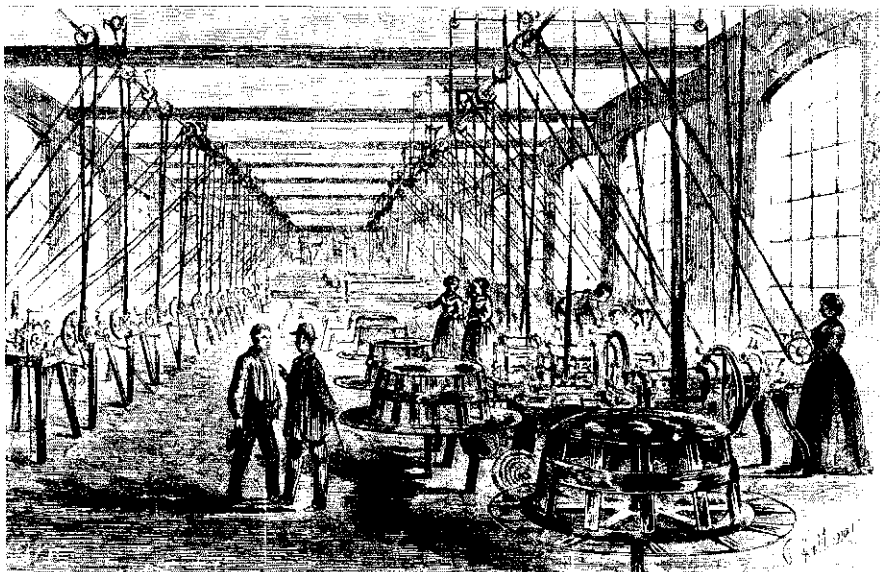


Gesellschaftsleben im 18. Jahrhundert: Erzwang der Sieg des Weibchens ...

lohn verband, habe Kaufleute und Handwerker in die Treitmühlen der industriellen Leistungsgesellschaft getrieben. Erwerbstrieb und Streben nach Gewinn alleine, so hatte der immer noch bedeutendste aller Soziologen dargelegt, habe an sich mit dem Aufbruch ins Zeitalter des Wachstums gar nichts zu tun. Weber: „Dieses Streben fand und findet sich bei Kellnern, Ärzten, Kutschern, Künstlern, Kokotten, bestechlichen Beamten, Soldaten, Räubern, Kreuzfahrern, Spielhöhlen-Besuchern, Bettlern.“ Ohne jene, vom strengen Protestantismus gepredigte Enthaltsamkeit, die den Verbrauch des zusammengekauften Geldes verbot, so Weber, hätte es keinen Wirtschaftsaufschwung gegeben. Tatsächlich blühte die Wirtschaft zunächst nur in den protestantischen Ländern des europäischen Kontinents auf: in Holland und England, in Preußen und in der Schweiz.

Die hektischen Volkswirtschaften der Gegenwart, erzeugt von sauertöpfischen Puritanern, nannte der englische Publizist Robin Clarke „harte technische Gesellschaften“. Gordon Rattray Taylor, der englische Biologe, glaubt sogar herausgefunden zu haben, die alten Puritaner des 18. Jahrhunderts hätten ihren Nachkommen nichts weiter als ein „Selbstmord-Programm“ eingeführt.

Die Zukunftsforscher, die vor wenigen Jahren noch in ihren Kristallkugeln eine glückliche, fast unsterbliche, reiche Menschheit des 21. Jahrhunderts erblickten, sind schwermütig geworden. Sie artikulieren Sehnsucht nach einer Zeit, die jenseits des Gedächtnishorizonts aller derzeit lebenden Generationen liegt. Sehnsucht nach einer „sanften technischen Gemeinschaft“ (Clarke), nach „paraprimären Lösungen“ (Taylor), nach „gesellschaftlichen Formen,



... den Aufbau der Manufakturen?: Frühkapitalistischer Betrieb

die an alte Traditionen anknüpfen“ (der Wiener Futurologe Robert Jungk) — Nostalgie nach Stagnation.

Wachstum — so hatte Josef Alois Schumpeter, der nach Marx bedeutendste deutsche Nationalökonom, einmal formuliert — sei ein „Prozeß schöpferischer Zerstörung“. Heute erscheint sogar einigen seiner Fachkollegen die Schöpfung nichtig, die Zerstörung aber bedrohlich. So warnt etwa der beste Journalist unter den Nationalökonomien, John Kenneth Galbraith: „Der vorletzte Bewohner der westlichen Welt, der in der letzten Verkehrsstauung feststeht und langsam am Kohlenmonoxid eingeht, wird nicht dadurch zu erheitern sein, daß ihm der letzte Überlebende zuruft, das Bruttosozialprodukt habe einen neuen Rekordzuwachs erreicht.“

Daß technischer Fortschritt und Wirtschaftswachstum in kapitalistischen und auch in sozialistischen Systemen sogenannte „soziale Kosten“ verursachen — Schäden, die bei der Produktion und dem Verbrauch von Gütern entstehen und nicht vom Hersteller oder Konsumenten getragen werden —, darauf hatte bereits 1950 K. William Kapp hingewiesen.

„Die Menschheit wird sich selber ausverkaufen.“

Diese Kosten des Fortschritts sind heute beträchtlich. Denn jährlich

- ▷ pumpen die Kraftwerke, Chemieunternehmen, Stahlküchen und Autos allein in der Bundesrepublik 3,4 Millionen Tonnen Schwefeldioxid und 4,5 Millionen Tonnen giftiges Kohlenmonoxid in die Luft; Folge: die Giftgase, dazu noch Staub, Kohlenwasserstoffe und Bleiverbindungen schädigen die Gesundheit der Menschen und die Vegetation; in den USA werden diese Sozialkosten auf rund 50 Milliarden Mark im Jahr geschätzt;
- ▷ schütten allein der westdeutsche Kohlenbergbau, die Chemie und die Kaliindustrie 8,1 Millionen Tonnen anorganische Salze in die Gewässer, dazu noch etwa 560 000 Tonnen organische Stoffe, die von Bakterien zwar abgebaut werden können, wobei aber dem Wasser Sauerstoff entzogen wird; Folge: die Herstellung von Trinkwasser, einst ein freies Gut, kostet derzeit etwa in Hamburg 0,81 Mark pro Kubikmeter; und: der Sauerstoffgehalt der Meere sinkt, die Fischbestände schwinden; im nordamerikanischen Ontario-See etwa gingen die Fangergebnisse um 99 Prozent zurück;
- ▷ müssen in Westdeutschland 46,5 Millionen Tonnen Müll und Schrott auf Deponien abgelagert werden. Folge: Die Kulturlandschaft, die

ohnedies durch Bebauung dezimiert wird, schwindet noch schneller. Derzeit verliert etwa die Schweiz jährlich 15 Quadratkilometer Kulturland.

Man müsse überlegen — so warnen Wohlfahrtstheoretiker wie der Brite Edward Joshua Mishan schon seit Jahren —, „ob die Befriedigung durch all die Autos, Fabriken und Plastikgegenstände“ jenen Schmutz, Müll und Rauch, den ihre Herstellung verursacht, überwiegen könnte. Die Warnungen fanden Gehör.

Überall in den westlichen Industriestaaten gedeihen zwischen Schloten und Mauerschluichten Bürgerinitiativen, die gegen die Verpestung ihrer Umwelt durch den Fortschritt revoltieren. So versucht derzeit eine Rheintal Aktion

den Bau eines Atomkraftwerkes bei Breisach zu verhindern, weil sie radioaktive Strahlen und die Aufheizung des Flusses durch die Kühlwässer der Turbinen fürchtet. Im Schwäbischen klagen Stadträte von Nachbargemeinden gegen den Bau eines konventionellen Kraftwerks in Marbach, weil der Auswurf von Schwefeldioxid sie schreckt.

Die hauptamtlichen Umweltforscher, die Ökologen, finden freilich solche Einzelaktionen nicht ausreichend. Die englische Zeitschrift „Ecologist“ forderte, alle Industrieländer müßten jeder Art von Wachstum abschwören, andernfalls „wird bald kein Weg mehr offenstehen, denn die Menschheit wird sich selber ausverkauft haben“.

Der Club of Rome schließlich, ein Verein von Wirtschaftsführern und

Wissenschaftlern, den der italienische Olivetti-Vizepräsident und Fiat-Manager Aurelio Peccei gegründet hatte, ließ die Wachstums-Warnungen durch Computer einsegnen. Der Club beauftragte ein Team des Massachusetts Institute of Technology (MIT), die Zukunft elektronisch zu errechnen. Das MIT-Team unter Leitung des Management-Dozenten Dennis L. Meadows kam zu dem Ergebnis: Falls das Wirtschaftswachstum nicht spätestens 1985 gestoppt werde, gerate die Welt „noch vor dem Jahr 2100“ in eine große Katastrophe. Milliarden würden plötzlich sterben — die Zivilisation des Westens wäre sehr bald ausgelöscht.

Über die Art der Todesstrafe, mit der weiteres Wachstum geahndet wird, sind sich die Ökologen freilich nicht einig. So drohten sie etwa der Menschheit gleichzeitig tropische Hitze mit Überschwemmung und eine neue Eiszeit an. Das Argument der Hitzepropheten: Der gewaltige Energieverbrauch der Industrie heizte schon bisher mit seiner Abwärme die Erde immer mehr auf; die Energieerzeuger und -verbraucher husteten 1969 zusätzlich auch noch 15 Milliarden Tonnen Kohlendioxid in die Atmosphäre — ein Gas, das die Wärmerückstrahlung in das Weltall abbremst.

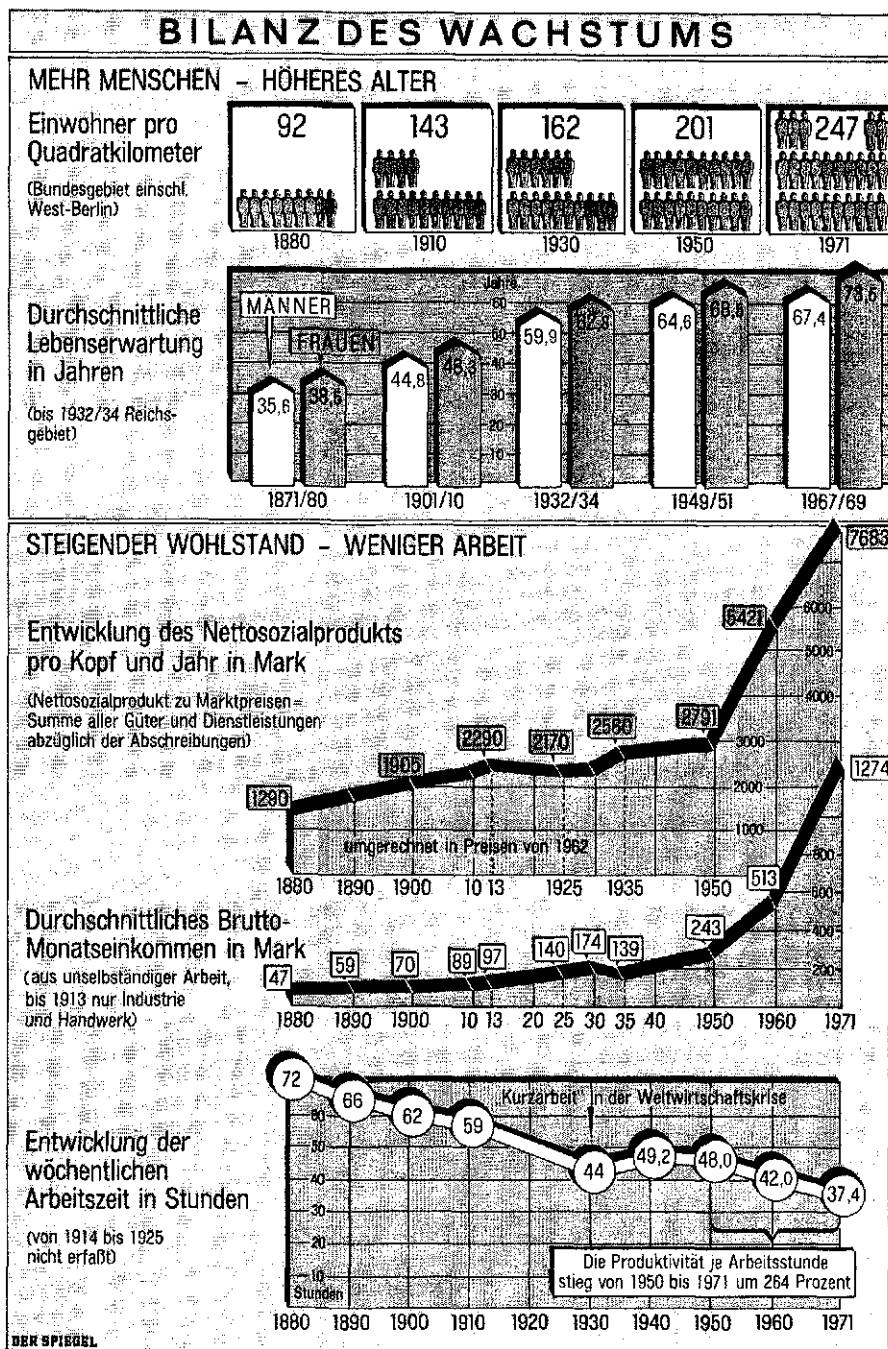
Falls Energiekonsum und -erzeugung im gleichen Ausmaß wie bisher zunehmen werden, müßten sich nach den Berechnungen der Hitzepropheten genau in 203 Jahren und sechs Monaten die Temperaturen verdoppelt haben, so daß die Gletscher am Pol abschmelzen.

Die Kälte-Theorie: Durch steigenden Industrieschmutz und Drecknebel, so prophezeit etwa der Amerikaner S. Fred Singer, könnten die Sonnenstrahlen die Erde nicht intensiv genug erreichen. Was von beiden, die Koch- oder die Kühlphase, nun wirklich komme, räumt der Schweizer Ökologe Pierre A. Tschumi ein, „wissen wir nicht“.

„Ein dreistes und schamloses Stück Unsinn.“

Der britische Nationalökonom Wilfred Beckerman, Mitglied der Royal Commission on Environmental Pollution, hält derart ungenau begründete Forderungen nach einem Wachstumsstopp für „ein dreistes und schamloses Stück Unsinn“.

Tatsächlich würde durch bloßen Wachstumsverzicht kein Gramm Gift weniger in die Luft geblasen oder ins Wasser gepumpt werden als bisher. Die Umwelt würde mithin nicht sauberer, der Himmel würde nicht blau, ihm bliebe bestenfalls bei stagnierender Produktion der gewohnte Grauton erhalten. Eine schönere und reinere Umwelt ist nur durch das zu erreichen, was die „Propheten des jüngsten Tages“ (Beckerman) abschaffen wollen: durch





Drecknebel über München: „Selbstmord-Programm“

Wirtschaftswachstum und technischen Fortschritt.

Wasser-Spezialisten und Verfahrens-Ingenieure, die das Bonner Innenministerium befragte, meinten einhellig, sie könnten sich für viele Bereiche neue „umweltfreundliche Techniken“ vorstellen. So entwickelten Chemiker der Bayer AG bereits das sogenannte Doppel-Kontaktverfahren zur Herstellung von Schwefelsäure, bei dem nur noch 0,3 Prozent der Giftnebel in die Luft entweicht — nach der herkömmlichen Technik waren es drei Prozent. Die neue Herstellungsmethode hat also überdies noch den wirtschaftlichen Vorteil, daß weniger Schwund einkalkuliert werden muß.

In Amerika wird versucht, Hausmüll als Reduktionsmittel für die Eisenverhüttung einzusetzen. Ein solches Verfahren hätte zweifachen Vorteil: einen nahezu kostenlosen Rohstoff für die Industrie und zugleich eine Verminderung der Umweltverschmutzung.

Auch für den Rotschlamm, der bei der Aluminium-Herstellung abfällt und bisher nichts weiter als Deponierkosten (etwa 15 bis 25 Mark je Kubikmeter) verursachte, erdachten die Techniker bereits nützliche Verwendungszwecke. Diplom-Ingenieur Harald Lorenz von den Farbwerken Hoechst: „Erfolgversprechend scheint die Verwendung von Rotschlamm als Füllstoff im Straßenbau und der Einsatz bei der Bodengewinnung aus dem Schlick der Brackwasserzone zu sein.“

Auch Umweltschutzmaßnahmen, die keinen zusätzlichen Profit bringen, sondern nur Lasten — werden durch Wirtschaftswachstum leichter zu finanzieren sein. Ohne Wachstum, so doziert der

Baseler Wachstumstheoretiker Gottfried Bombach, müßten Ressourcen für den Umweltschutz aus anderen Bereichen abgezogen werden.

Da es aber gar nicht möglich ist, die Bänder des VW-Werkes kurzfristig auf die Herstellung von Gasfilteranlagen zu programmieren, wird der jetzt in allen Industrieländern eiligst verordnete Umweltschutz unweigerlich neue Fabriken aus dem Boden schießen lassen und damit das Wachstum sogar anheizen.

Von 1971 bis 1975 müssen in Westdeutschland aufgrund schon verabschiedeter und noch geplanter Umweltgesetze insgesamt 70,5 Milliarden Mark ausgegeben werden — einen großen Teil davon trägt der Staat.

Von der angeblichen Wachstumsbremse erwartet sich denn auch ein Teil der Industrie bereits stolze Gewinne. Westdeutschlands Waschmittelfürst Konrad Henkel gestand ein: „Erste Beispiele aus der Praxis — wie die chemische Klärung von Abwässern oder die katalytische Reinigung von Kraftfahrzeugabgasen — zeigen, daß dies für die Industrie keineswegs nur ein Opfergang zu sein braucht. Neue Aufgaben führen zu neuen Lösungen — neue Lösungen schließlich auch zu neuen Märkten.“

Die Industriellen, die noch vor wenigen Jahren den Umweltschutz als Profitbremse brandmarkten, mahnen jetzt beredt zur Sauberkeit. „Sicher ist es gut, daß unser Gewissen gegenüber Umweltgefahren geschärft worden ist“, sagt etwa Kurt Hansen, Vorstandsvorsitzer des Chemiekonzerns Bayer, „auch

auf Zivilisationsschäden sollten wir sehr viel mehr achten.“

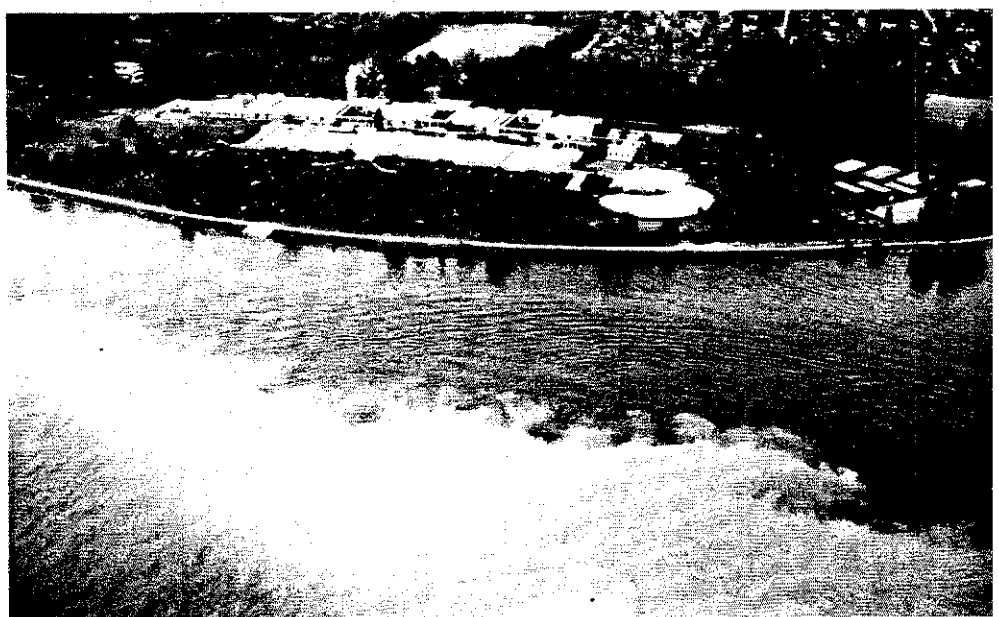
Hinter solchen Mahnungen steckt nicht nur blanke Menschenfreundlichkeit. Denn nach Schätzungen des amerikanischen Council of Environmental Quality wird an der Beseitigung eines Umweltschadens von drei Millionen Mark mindestens eine Million verdient. „Die Umweltverschmutzung“, so meint Günter Hartkopf, Staatssekretär im Bonner Innenministerium, „ist als Wachstumsgrenze am wenigsten bedeutsam.“

„Zwei Jahre Praxis, und die Politiker sind weg vom Fenster.“

Doch die Wachstumsgegner, wie etwa die Forscher des Club of Rome, behaupten: Auch eine von den Geißeln des Umweltschmutzes befreite Welt würde ohne Wachstumsstopp unweigerlich untergehen. Ohnedies werde die explosiv wachsende Menschheit diesen Planeten bald leerenagat haben. Aber selbst für den Fall, daß außer der Umweltverschmutzung auch die Bevölkerungsexplosion gestoppt würde, müßte die Fortschrittsbremse gezogen werden.

Denn sonst würden die Rohstoffe — Metalle, Erze, Energien wie Öl oder Kohle — ganz schnell ausgeplündert sein. Was sie dabei vergaßen: Natürliche Rohstoffe können durch künstliche ersetzt werden.

Die Physiker etwa versuchen Kernfusions-Reaktoren zu konstruieren, in denen Atomkerne statt gespalten verschmolzen werden. Hannes Alfvén, Nobelpreisträger für Physik 1970, meint, daß die Versuche in „naher Zukunft“ erfolgreich sein werden. Alfvén: „Da als Brennstoff schwerer Wasser-



Abwässer in der Main-Mündung: „Harte technische Gesellschaft“

stoff verwandt wird, der aus jedem ordinären Wasser gewonnen werden kann, gibt es genügend Rohmaterial in allen Ländern. Deshalb wird der Fusionsreaktor eine fast saubere Langzeitlösung des Energieproblems sein.“

Simon Kuznets, Nobelpreisträger für Nationalökonomie 1971, nannte die durch Computerberechnungen eingesegneten Unkenrufe über die Gefahren des Wachstums deshalb „allzu simpel“.

Die Stagnation, die von den Computer-Propheten empfohlen wird, ist freilich ein faszinierender Wunschtraum. Eine Welt, die nichts mehr neu investieren und nichts mehr ändern muß — das hatte auch Karl Marx als fernes Zukunftsziel einer kommunistischen Gesellschaft vorgeschwebt. Und auch der skeptische Brite John Maynard Keynes hielt es für möglich, daß „wir die Freiheit haben werden, alle Arten von wirtschaftlichen Kniffen von uns zu werfen, die wir jetzt, so widerlich und ungerecht sie sein mögen, mit allen Mitteln aufrechterhalten, weil sie ungeheuer nützlich sind, die Anhäufung von Kapital zu fördern“. Freilich sah Keynes diese Chance bestenfalls im nächsten Jahrhundert kommen.

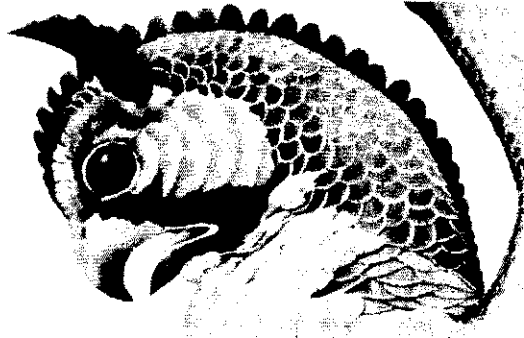
Heute hätte ein Wachstumsstopp jedenfalls nur fatale Folgen. Für die Entwicklungsländer würde er Hunger auf ewig bedeuten — selbst wenn ihre Bevölkerung nicht mehr wachsen würde. Aber auch die hochindustrialisierten Volkswirtschaften würde ein jetzt oder in der überschaubaren Zukunft verordneter Fortschrittsstopp in die Armut zurückdrücken, aus der sie sich gerade mühselig herausgestrampelt haben.

Falls etwa in der Bundesrepublik zum 1. April das Wirtschaftswachstum durch Verordnung verboten würde, müßten Millionen Arbeitnehmer stempeln gehen. Da in einer stationären Wirtschaft nur noch verschlissene Maschinen und abbruchreife Häuser ersetzt, nicht aber zusätzlich neue produziert werden, müßten die Investitionsgüterindustrien und das Baugewerbe damit rechnen, daß ihre Kapazitäten nur noch zu zwei Fünfteln ausgelastet wären. Die Folge: mindestens drei Millionen Arbeitslose.

Der Verzicht auf Produktivitätsfortschritt könnte in wenigen Jahren überdies zu beträchtlichen Senkungen der Nettolöhne führen, die derzeit durchschnittlich immerhin auch erst rund 1000 Mark erreichen. Denn 1976 müssen mehr Pensionäre ernährt werden und möglicherweise mehr Studenten.

Dennoch meint Hans-Jochen Vogel, der sich als neuer Minister für Städtebau und Raumordnung für die Zukunft mitverantwortlich fühlt, die Forderung nach einer stagnierenden Wirtschaft sei völlig richtig: „Diese neue Stabilität ist sicher in wenigen Jahren eine politische Aufgabe.“ Und: „Bis 1980 oder 82 müßten wir allmählich auf diese Bahn kommen.“ Sein Parteikollege Klaus

Der Homa fliegt Sie in den Iran, zum Persischen Golf, nach Afghanistan, Pakistan und Indien.



Man sagt, daß der Homa, der legendäre Vogel des antiken Persiens, allen Glück bringt, die ihn sehen.

Sein majestätisches Profil können Sie auf dem Heck aller Boeings der gesamten Iran Air Jet-Flotte sehen: die Boeings 707 und 727 für Langstreckenflüge, die Boeing 737 für den inneriranischen Flugverkehr mit seinen 17 Flughäfen.

Homa-Flüge bieten besonders günstige Flugzeiten von Frankfurt

nach Teheran, Abadan, dem Persischen Golf und im Anschluß nach Kabul, Karachi und Bombay.

Komfort, Pünktlichkeit, aufmerksamer Service und eine große Tradition für Gastfreundschaft, dies sind einige der Vorteile, wenn Sie mit Iran Air fliegen.

Informieren Sie sich in Ihrem Reisebüro über weitere Einzelheiten.

* Täglich Frankfurt-Teheran

Non-Stop Sonntag und Montag



London, Paris, Frankfurt, Genf, Rom, Moskau, Athen, Istanbul, Teheran, Abadan, Kuwait, Bahrain, Abu Dhabi, Dhahran, Doha, Kabul, Mailand, Hamburg, New York, Los Angeles, Karachi, Bombay und Zürich.

Iran Air-Reservierungen: FRANKFURT · Telefon (0611) 23 81 81
Telex 04-14270 · Flughafen Tel. Station (0611) 690/2278-9 · Fracht (0611) 690/3564
HAMBURG · Telefon (0411) 24 55 00, 24 55 88 · Telex 02-162869

Dieter Arndt freilich prophezeit: „Zwei Jahre Praxis in dieser Art, und die Politiker sind weg vom Fenster.“

Um diesem Schicksal zu entgehen, haben sich die Sozialdemokraten in ihrem Langzeitprogramm bis 1985 eine beträchtliche Wachstumsrate von jährlich fünf Prozent vorgenommen.

Eine allmähliche Abflachung des Wachstums sei, so meint der Schweizer Ökonom Walter Adolf Jöhr, „erst in 50, 100 oder noch mehr Jahren unvermeidlich“. Denn noch quellen auch die sogenannten Überfluggesellschaften nicht so über, daß keinerlei Mangel mehr zu entdecken wäre. Ein Viertel aller westdeutschen Haushalte bezog nach dem neuesten Sachverständigen-Gutachten 1969 nur ein Nettoeinkommen von weniger als 800 Mark — sie würden auch nach einigen Jahrzehnten gleichbleiben-

Im Glauben an die Segnungen eines Wachstumsstopps vereinen sich Anhänger der linken Denker Marcuse und Adorno mit jenen, deren Argumentation von dem rechten Philosophen Ludwig Klages, der als Wegbereiter des Faschismus gilt, stammen könnte. Da predigen plötzlich einige Sozialisten dasselbe wie viele Unternehmer. Doch jeder scheint von der neuen Heilslehre eine andere Seligkeit für sich oder die gesamte Menschheit zu erhoffen.

Hinter der Aufforderung des niederländischen Sozialisten und ehemaligen EWG-Präsidenten Sicco Mansholt, die Linke Europas solle endlich für die Beschränkung des Wachstums kämpfen, etwa vermutet Klaus Dieter Arndt schlicht einen Versuch, die Wohlstandsgesellschaften wieder zu den Bescheidenheitsidealen von früher zu bekehren: „Die Holländer haben uns

gie. Bei einigen Ökologen kehrt jene Argumentation des Ludwig Klages wieder, der sich von der Eindämmung des „Fortschritts-Geistes“ mehr „Seele“ versprach. Ähnlich preist der Schweizer Ökologe Ernst Basler den „Reichtum an Empfindungen“ als Ersatz für wachsenden Wohlstand. Klages hatte geschrieben: „Die Menschen sind mir fremd im Grunde, und nur ganz wenige gibt es, die groß, schön und tief genug sind, um nicht ausgelöscht zu werden vor dem Brüllen der Meeresbrandung.“

„Sind die Helden müde geworden?“

Ähnlich argumentiert der Ökologe Pierre Tschumi. Er polemisiert gegen individuelles Leben, das sich auf Kosten der Umwelt entfaltet und erhofft sich von einem Wachstumsstopp eine Beschränkung der individuellen Freiheiten.

Die linken Philosophen wiederum erwarten gerade das Gegenteil: „die Schaffung individueller Autonomie“ (Marcuse). Am Ende jedoch wäre auch die Welt nach Marcuses Gusto genauso unfrei, wie die von Konservativen angestrebte. Marcuse hat selber verkündet: „Wo Freiheit und Glück selbst auf dem Spiel stehen, können bestimmte Dinge nicht gesagt, bestimmte Ideen nicht ausgedrückt, ein bestimmtes Verhalten nicht gestattet werden.“

Wer jene Großinquisitoren sein sollen, die entscheiden, wann Freiheit oder Glück auf dem Spiel stehen, sagt er nicht. Ohnedies träumt er von einer Gemeinschaft lauter kleiner kluger Goethes — und wehe dem, der wagt, profan zu sein.

Was die größte und mächtigste Gruppe unter den Anhängern der Nullwachstums-Bewegung von ihrer neuen Lehre erwartet, das ist den meisten Experten ein Rätsel. Professor Bombach etwa fragt: „Sind die Helden müde geworden?“ Denn die stärkste Fraktion unter den Wachstumsgegnern stellen ausgerechnet jene, die sich noch vor wenigen Jahren als Heroen des Fortschritts feiern ließen: die Unternehmer.

Die Experten des Baseler Prognose-Instituts haben herausgefunden, daß „die Frage, ob weiteres Wachstum noch sinnvoll sei“, die oberen Zehntausend mehr bewegt als die Millionen Unprivilegierten: „Gerade in Unternehmerkreisen ist die Ansicht, es könne doch nicht so weitergehen, weit verbreitet; dem mag die mit der Schullektüre eingepflegte Erfahrung, daß die Götter sich durch die menschliche Hybris nicht ewig versuchen lassen, zugrunde liegen.“

Eifrigste Propagandisten der Fortschrittsbremse sind die Wirtschaftskapitäne, die sich im Club of Rome zusammenschlossen. Vereinsgründer Aurelio Peccei pflegt auf Manager-Seminaren stets zum Verzicht aufzurufen. Klaus



Zukunftsplaner Vogel: „Neue Stabilität ist eine politische Aufgabe“

der Verdienstzuwächse noch keineswegs im Konsumgütertopf ertrinken.

Der ungarische Philosoph András Gedö hatte deshalb die Aufforderung zum Wachstumsstopp „eine Ideologie der Entsagung“ genannt. Und der Ökonom Gottfried Bombach meint, es sei „eine Art moderner Moralphilosophie“.

„Eine neue Moral.“

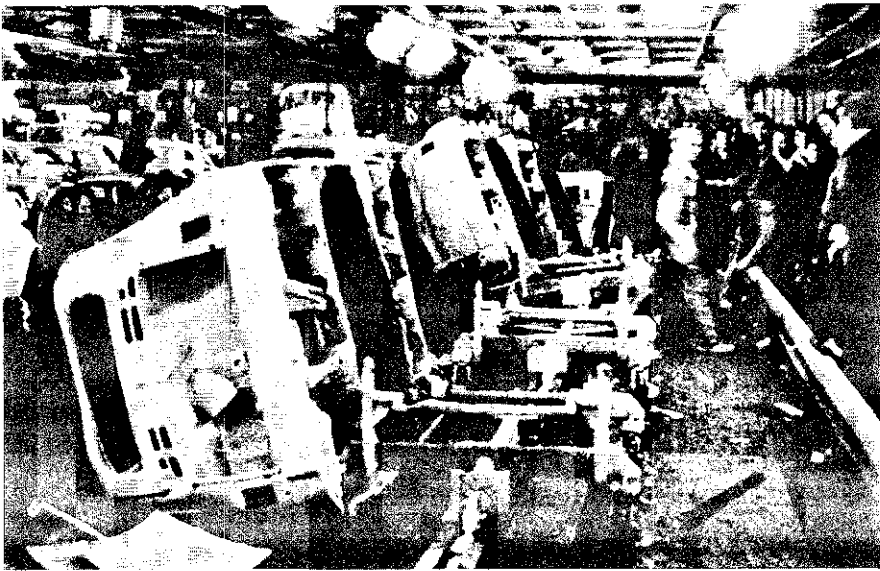
Die neue Moral kam auf im protestantischen Gürtel dieser Erde, der von Neuengland über Großbritannien, Holland und Schwaben bis in die Schweiz reicht — und schuf merkwürdige Allianzen. Zu ihr bekennen sich amerikanische Frauenvereine und holländische Firmen, die wie die Druckerei Vada Wageningen zu Neujahr Kalender verschickten, in denen mit gestellten Schreckensbildern vor dem Wirtschaftswachstum gewarnt wird.

schon immer Calvinismus als Sozialismus verkauft.“

Ein wenig Calvinismus weht auch um Arndts Partei-Genossen Erhard Eppler, praktizierender Protestant und Schwabe, der „gegen scheußlich gefärbte Bonbons“ wettet, „die Kinder aus den Automaten holen, um sich, wenn nicht den Magen, so doch sicher die Zähne zu ruinieren“.

Auch bei Eppler, der gelegentlich sagt, „meine Lebensqualität wird dadurch gemindert, daß auf der anderen Seite des Globus Millionen sterben“, und wie zum Beweis seiner Abkehr vom allzu Weltlichen die altmodischen Schuhspitzen von sich streckt, schimmert messianischer Puritanismus durch: die Lehre, daß alles, was am Leben Spaß macht, Sünde sei.

Eine Fraktion unter den Ökologen erhofft sich von einem Wachstumsstopp das Wiedererwachen einer anderen — wohl gefährlicheren — Ideolo-



Streik bei Fiat: Die Krankheit heißt Blue-Collar-Blues

Dieter Arndt findet Pecceis Kreuzzug gegen den Fortschritt verständlich: „Wenn man Generaldirektor ist, will man, daß die Welt stillesteht.“

Außer der Angst, der technische, ökonomische und soziale Wandel könnte sie von ihren Stühlen fegen, ist bei den Privilegierten auch dieses Gefühl lebendig: Sämtliche Annehmlichkeiten, die Wohlstand bieten kann, sind nur noch halb so schön — wenn jeder sie genießt. Autofahren und Urlaub am Strand des Mittelmeeres waren selbstverständlich viel gemütlicher, solange nur wenige es sich leisten konnten, Straßen und Küsten also leer blieben. Fragen die Prognos-Forscher: „Soll man nun beklagen, daß alle den gleichen Freiheitsspielraum haben — und damit der Freiheitsspielraum des einzelnen eingeschränkt ist? Daß die bis dato Privilegierten es tun, ist verständlich, aber was sollte die Masse der Unprivilegierten veranlassen, diesen Argumenten zuzustimmen?“ Außer schamhaft verhülltem Oberklassen-Interesse steckten hinter der Fortschrittsfeindlichkeit, so meinen die Baseler Experten, nur Mißverständnisse.

„Wohin Wachstum führen soll.“

Dennoch wächst der Widerstand gegen die ständig auf höheren Tourenzahlen rotierende Produktionsmaschinerie auch bei jenen, die durchaus noch nicht übersättigt vom Wohlstand sind: bei den Arbeitnehmern. Durch die Werkhallen der Industrie schleicht wie eine bössartige Infektionskrankheit jene Fortschritts-Neurose, die den Namen Blue-Collar-Blues führt: die Nervenzerüttung durch schnelle, geisttötende Routinearbeit.

Durch Mechanisierung und Automatisierung der Produktion — das bewies

eine Studie des Rationalisierungs-Kuratoriums der Deutschen Wirtschaft (RKW) — nahm der Bereich „einfacher, eng begrenzter Tätigkeiten relativ zu“. In einigen im Auftrag des RKW untersuchten Betrieben waren nach der Automatisierung 19,6 Prozent aller Arbeiter mit „einfachen, schnell ablaufenden Teilarbeitsgängen“ beschäftigt — zuvor waren es nur 8,9 Prozent.

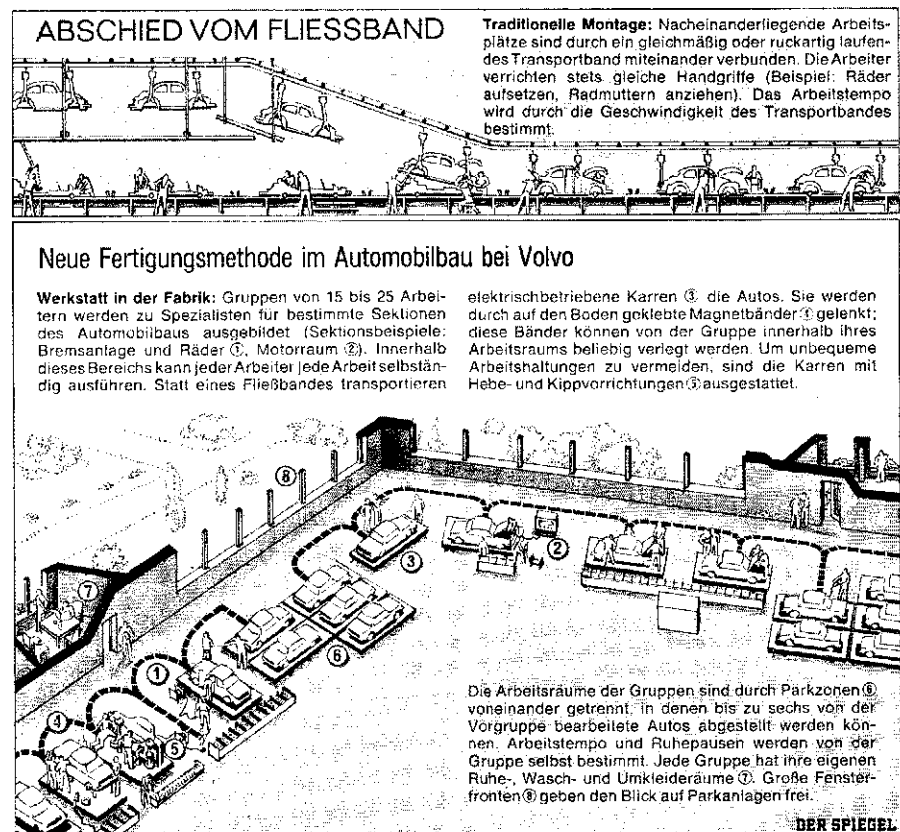
US-Automechaniker warfen bereits aus ohnmächtiger Wut Schraubenschlüssel in die Montagebänder, die sie treiben; bei Fiat im italienischen Turin streikte die Belegschaft gegen das ihr sinnlos erscheinende Zerhacken der

Arbeitsgänge; die schwedischen Autowerker bei Volvo übten leisen Protest — sie fehlten einfach häufiger, weil „sie keine Befriedigung an ihrem Arbeitsplatz finden konnten“ (Volvo-Chef Pehr Gyllenhammar).

„Arbeit ohne Befriedigung“, schrieb jedoch der Theologe und Nationalökonom Eduard Heimann, sei der unausweichliche Preis für das Wirtschaftswachstum. Heimann: „Dies ist der tragische Heroismus der modernen Gesellschaft, kürzer: ihre Tragödie.“

Die Tragödie ist nicht Schicksal. So bauen etwa derzeit die Volvo-Werke neue Fabriken, in denen die zermürbende Fließbandarbeit abgeschafft wird (siehe Graphik). Fast alles Leid, das der Wohlstand bisher schaffte, sei — meint der französische Industriosozologe Alain Touraine — nur dann unausweichliche Konsequenz des Fortschritts, wenn das „liberale Modell, in dem die Wachstumsprobleme weithin unabhängig von den Problemen der sozialen Ordnung sind“, weiterhin akzeptiert werde.

Nach diesem liberalen Modell wird die Entscheidung, in welchen Bereichen mehr investiert werden und wofür die steigende Arbeitsproduktivität verwendet werden soll, der sogenannten Selbststeuerung durch den Markt überlassen. Eine kleine Gruppe Industrieller und Manager entscheidet darüber, wofür das Kapital eingesetzt werden soll — unsichtbar gelenkt, so sagen die Lehrbücher, durch den Zins, den Ertrag, den das Geld erwirtschaftet. Er





Westdeutsche Industriean­sicht
„Wie ist die Befindlichkeit?“

soll die Kapitalbesitzer anleiten, Geld für die Produktion jener Waren oder Dienstleistungen einzusetzen, die von der Gesellschaft gewünscht werden.

Doch diese Automatik funktioniert nicht mehr störungsfrei. Denn die Befriedigung jener Bedürfnisse, die in den reichen Nationen am wichtigsten erscheinen — kostenlose Gesundheitsvorsorge für alle, Universitäten, billige Altenwohnungen —, tragen keinen oder nur geringen Zins.

Selbst die Experten der OECD, gewiß keine Gegner des Wachstums, räumen deshalb ein: „Beim gegenwärtig erreichten Stand der Technologie und des Lebensstandards ist es fraglich, inwieweit das Wachstum der zu vermarktenden Güter noch einen adäquaten Maßstab für den Fortschritt darstellt, der wichtig für die Gesellschaft ist.“

Der richtige Maßstab, so sagt Bonns Entwicklungsminister Erhard Eppler, sei die Lebensqualität. Eppler: „Jetzt gibt es eine kopernikanische Wende, das Wirtschaftswachstum wird zur abhängigen Variablen der Lebensqualität.“ Was das allerdings ganz genau ist, vermag er nicht exakt zu beschreiben. Er weiß nur, daß etwas „frisches Wasser“ dazu gehört und „frische Luft“.

Victor Kirst, FDP-MdB und Wirtschaftsexperte seiner Fraktion, spottet: „Die SPD hat nicht wegen, sondern trotz des Slogans Lebensqualität die Wahl gewonnen.“ Lebensqualität muß — das räumt auch Reinhart Bartholomäi, stellvertretender Planungschef im

Arbeitsministerium, ein — „quantifizierbar gemacht werden, sonst wird der Slogan eine unterträgliche Phrase“.

Um die Qualität des Fortschritts zu messen, werden überall in der Welt derzeit sogenannte Sozialindikatoren entwickelt. Mit diesen neuen Meßzahlen soll festgestellt werden, was außer dem bloßen Mehr an Gütern, das in der Wachstumsstatistik erfaßt wird, den Bürgern geboten wird: etwa die Zahl der Krankenhausbetten und die Zahl der Studienplätze. Und überdies soll der Bürger regelmäßig danach befragt werden, „wie seine Befindlichkeit ist“ (Bartholomäi) — etwa ob er zufrieden ist mit seinem Arbeitsplatz oder ob die Wohnverhältnisse für unerträglich gehalten werden.

Mit diesen neuen Meßzahlen erhoffen die Wohlfahrtsstrategen Antwort „auf die Frage, wohin das Wachstum führen soll“ (Bartholomäi). Denn der ökonomische Fortschritt, darüber sind sich alle Nationalökonomien einig, darf nicht Selbstzweck sein. Der Berliner Ökonom und Politologe Karl C. Thalheim etwa warnte, wirtschaftliches Wachstum dürfe nur dann weiterhin angestrebt werden, wenn damit „die Voraussetzung der menschlichen Existenz“ verbessert werden könne.

Bis 1980, so schätzt die vom Bundeskanzler eingesetzte „Kommission für wirtschaftlichen und sozialen Wandel“, wird die Arbeitsproduktivität in Westdeutschland um wahrscheinlich 40 Prozent steigen. Die westdeutsche Gesellschaft hat damit die Chance, wählen zu können, ob sie mehr Freizeit, früheres Pensionsalter, längere Ausbildung oder ein höheres Realeinkommen haben will.

Für die Industriegesellschaft bedeute der Fortschritt, falls sie ihn zu nutzen verstehe, nicht Unheil und Verderben — so meint der amerikanische Wachstumsforscher W. Arthur Lewis, sondern eine großartige Chance. Lewis: „Das Argument für das ökonomische Wachstum ist, daß es dem Menschen mehr

Macht über seine Umgebung verleiht und deshalb seine Freiheit erhöht.“

Die Frage freilich, wie die Macht und die Freiheit zu nutzen sei, dürfe nicht mehr — so meinen die meisten modernen Gesellschaftswissenschaftler — wie bisher allein den Unternehmern vorbehalten bleiben.

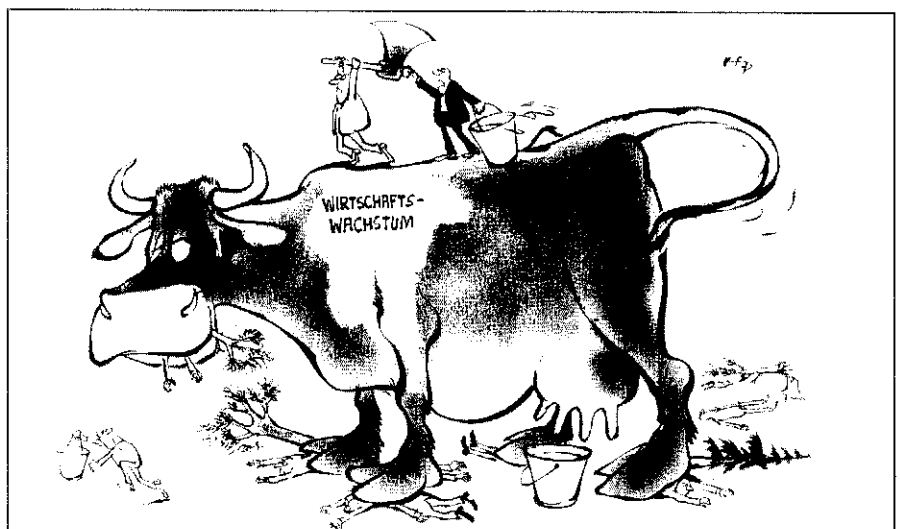
„Glück ist nicht das einzige Gut im Leben.“

Der Ökonom Werner Glastetter vom Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Institut der Gewerkschaften etwa fordert sogar, die „nach privatwirtschaftlichen Rentabilitätskriterien kalkulierbaren Investitionsentscheidungen“, die bisher den Wachstumsprozeß steuerten, müßten durch eine „nach gesamtwirtschaftlichen Erfordernissen konzipierte und demokratisch kontrollierte Investitionssteuerung“ ersetzt werden.

Freilich, auch ein derart gebändigtes Wachstum würde wohl kaum das sichern, was Philosophen wie Marcuse fordern: „inneren und äußeren Spielraum der Stille, der Gelassenheit“, zu deutsch: Glück. Trotz aller denkbaren Korrekturen, so räumen etwa die Prognos-Forscher ein, werde „die Hektik, die Rationalität, das ständige Streben nach Effizienzsteigerung“ bleiben.

„Glück“ sei dagegen, so hatte einmal der französische Soziologe Emile Durkheim formuliert, „erstens ein mittleres zwischen zuwenig und zuviel, und zweitens einmal erreicht, wird es festgehalten, weil es ein gesunder Zustand ist, nicht eine Aufeinanderfolge von Reizen“.

Doch „Glück“, so spottet der amerikanische Forscher Lewis, „ist nicht das einzige Gut im Leben — was Menschen von Schweinen unterscheidet, ist, daß sie größere Kontrolle über ihre Umgebung haben, aber nicht, daß sie glücklicher sind“.



„Halt, wen melken wir denn dann?“